

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 287.

Montag, den 7. Dezember 1908.

23. Jahrgang.

Hohe Ziele.

Roman von Konrad Remling.

(Fortsetzung.)

Die Direktrice nickte nur, sie war zu wohl erzogen, als daß sie auch nur mit einem Zucken ihres Gesichtes ihr Erstaunen verraten hätte.

Auch darüber ärgerte sich Ada; und nun fuhr sie, immer mehr renommiierend, fort:

„Ja. Und wir trafen dann noch einen Freund des Barons von Theiß, einen Grafen Eickstädt. Sie können sich ja denken, daß man in angeregter Gesellschaft — der Graf ist ein äußerst interessanter und ebenso liebenswürdiger Mann — daß man da nicht viel Gelegenheit hat, auf die Umgebung zu achten . . .“

„Sie sind mit der Familie des Barons bekannt?“

Ada glaubte, eine leise Ironie aus den Worten herauszuhören.

„Mit der Familie noch nicht. Die Eltern des Herrn von Theiß sind seit Jahren schon tot. Er verkehrt nur mit seiner Schwester, die — wie Sie ja wohl wissen — verwitwet ist. Andere Verwandte von ihm habe ich noch nicht kennen gelernt . . . Uebrigens: bei „Hiller“ — der Graf fuhr uns später in seinem Wagen nach Berlin zurück — bei Hiller sah ich allerdings einige recht gut „angezogene“ Damen . . . wir aßen bei Hiller zu Abend . . .“

Ada fühlte, daß ihre Renommistereien auf keinen fruchtbaren Boden fielen, und gab es auf, den Neid und das Erstaunen der Direktrice noch weiter wach zu rufen. Sie tröstete sich damit, daß eine nahe Zukunft ihre Worte beweisen würden, und wandte sich mit hochmütigem Gesicht wieder ihrer Arbeit zu . . .

Während der nächsten Tage erwartete sie vergebens eine Nachricht von Theiß.

Hatte er sie vergessen, oder gab es irgend einen anderen Grund, der ihn von ihr fern hielt? . . . Endlich — nach etwa einer Woche — teilte er ihr mit, daß er sich zu kurzem Besuche bei seiner Schwester in Potsdam aufhalte und schreiben werde, sobald er wieder nach Berlin zurückgekehrt sei.

Ada glaubte, aus seinen Zeilen eine gewisse Hast und Unruhe zu lesen, eine Unentschlossenheit, deren Grund ohne Frage mit ihr und seinem Verhältnis zu ihr zusammenhing. Sie vermutete, daß er mit seiner Schwester über sie gesprochen habe, und war daher äußerst erstaunt, aber doch auch nicht ganz unvorbereitet, als sie bald darauf einen Brief von der Baronin erhielt; dieser lautete:

Sehr geehrtes Fräulein Wendt!

Es wäre mir aus gewissen Gründen, die Sie vielleicht ahnen, sehr lieb, wenn ich Sie in den nächsten Tagen einmal persönlich sprechen könnte. Ich möchte mich deshalb — falls Ihnen dies nicht unbequem ist — für Sonntag vormittag bei Ihnen anfragen.

Ihre ergebene Franziska von Romberg.

Ada durchlas wiederholt die wenigen Zeilen, um sich darüber klar zu werden, ob in der Kürze und Bestimmtheit, mit der die Baronin schrieb, nicht eine gewisse Unliebendigkeit lag. Nein — das hätte man eigentlich nicht sagen können. Der beabsichtigte Besuch könnte also ebenso gut etwas Günstiges für Sie bedeuten. Jedenfalls durfte Sie sich einer Unterredung nicht entziehen, die von entscheidender Wichtigkeit für ihre Zukunft sein konnte.

Hätte sie nur den Baron vorher einmal sprechen können! Vielleicht war er schon zurückgekehrt. Aber — in seine Wohnung gehen?

(Nachdruck verboten.)

„ . . . Nein — das schiedte sich nicht. Und dennoch: durfte sie sich nicht gewissermaßen schon als seine Braut betrachten?“

Am Abend wagte sie es dennoch und ging in die Meißstraße. Die Fenster waren nicht erleuchtet. Wohl eine halbe Stunde schritt sie vor dem Hause auf und ab. Endlich faßte sie sich ein Herz, stieg die Treppe empor und klingelte. Nach geraumer Zeit erst wurde ihr geöffnet; der junge Diener stand vor ihr. Ada hatte den Schleier dicht vor das Gesicht gezogen und suchte auch ihre Stimme zu verstellen.

Der Herr Baron sei nach Potsdam verreist, erhielt sie auf ihre Frage zur Antwort, und werde erst in einigen Tagen zurückkehren . . .

Heute war Freitag — am Sonntag wollte Frau von Romberg kommen. Ada sah also keine Möglichkeit, Theiß vorher zu sprechen. So ging sie unverrichteter Sache wieder nach Hause und erwartete voll Unruhe den Sonntag, Hoffnung und Bangen zugleich im Herzen.

Zur festgesetzten Zeit kam die Baronin. Mit freundlichem Gruße bot sie Ada die Hand und nahm in deren bescheidenem kleinen Zimmer Platz.

„Ich schrieb Ihnen bereits, liebes Fräulein“ — begann sie — daß Sie den Grund meines Kommens wohl ahnen würden . . .“

Ada überhörte absichtlich diese halbe Frage und sah die Baronin erwartungsvoll an.

Nach einer Pause fuhr die Baronin etwas reserviert fort:

„Mein Bruder hat mir von Ihnen gesprochen und — eine Absicht geäußert, die mich — wie die Verhältnisse nun einmal liegen — recht sehr in — in Erstaunen gesetzt hat . . .“

Ada hob den Kopf und runzelte ein wenig die Stirn über die letzten, nicht gerade verheißungsvollen Worte.

„Ich will von vornherein bemerken“, — fuhr Frau von Romberg fort — „daß ich ohne Wissen meines Bruders hier bin . . .“ sie zögerte noch einen Augenblick und sagte dann in völlig verändertem, fast bittendem Tone — „Fräulein Wendt! Geben Sie den Gedanken an eine — Verbindung mit meinem Bruder auf!“

Ada zuckte zusammen, faßte sich aber sofort und entgegnete:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau . . . aber — Sie scheinen sich in einem Irrtum zu befinden: ich selbst habe niemals den Wunsch oder die Absicht geäußert, die Gattin Ihres Bruders zu werden . . .“

Die Baronin atmete auf; so leicht hatte sie sich ihre Aufgabe gar nicht gedacht. Ehe sie jedoch etwas erwidern konnte, fuhr Ada fort:

„Da jedoch Herr von Theiß in der Tat eine solche Frage an mich gerichtet hat, und ich demnach verpflichtet bin, ihm nach reiflicher Überlegung meinerseits eine entscheidende Antwort darauf zu geben, so würde es mich interessieren, zu erfahren, welche Hinderungsgründe nach Ihrer Meinung einer eventuellen Verbindung entgegenstehen könnten.“

Ada sprach ruhig und gewählter, als es sonst ihre Art war. Die Baronin sollte von vornherein wissen, daß sie es mit einer gewandten und zielbewußten Gegnerin zu tun habe.

„Mein Gott, liebes Fräulein . . .“ Frau von Romberg ließ sich in der Tat durch Adas entschiedenes Auftreten ein wenig aus der Fassung bringen — „es ist wirklich nicht ganz leicht, Ihnen meine Gründe auseinanderzusetzen. Ich möchte es um jeden Preis vermeiden, Ihnen irgendwie zu nahe zu treten, zumal ich Sie

durch die Erzählungen meines Bruders als eine verständige und in jeder Beziehung durchaus tadellose junge Dame kennen gelernt habe. . .

Das schmeichelhafte Urteil der Baronin schien keinen besonderen Eindruck auf Ada zu machen; sie rümpfte im Gegenteil ein wenig pikiert die Nase und entgegnete:

„Und diese Beobachtung hat Sie einigermaßen in Erstaunen gesetzt bei . . . einer Probierdame, bei einem Geschäftsmädchen . . .?“

„Nicht doch! Sie mißverstehen mich wirklich . . .“ die vornehme Dame, der jede „Szene“ im höchsten Grade unsympathisch war, fing an, sich unbehaglich zu fühlen — „aber Sie werden andererseits genügend Welt- und Lebenserfahrung haben, um zu wissen, daß eine Ehe zwischen . . . zwischen Menschen aus so . . . verschiedenen Lebensstellungen einmal zu den großen Seltenheiten gehört und — ich kann Ihnen diese Vermutung nicht ersparen — ebenso selten glücklich zu werden pflegt.“

Ada schien die liebenswürdige und rücksichtsvolle Art, in der die Baronin ihre Einsprüche erhob, nicht zu verstehen — oder sie wollte es nicht; nach kurzem Zögern entgegnete sie:

„Mag sein! Jedenfalls wiederhole ich Ihnen nochmals, daß ich mich bisher noch in keiner Weise entschieden habe. Sollte Ihr Bruder jedoch auf seiner Absicht bestehen und — sollte ich mich selbst dazu entschließen, seinen Antrag anzunehmen, so wären wir beide es doch allein, die sich mit der von Ihnen prophezeiten Zukunft abzufinden hätten.“

Nun änderte auch Frau von Romberg ihren Ton:

„Verzeihen Sie, liebes Fräulein! Sie denken nicht daran, daß in unseren Kreisen auch die Familie ein recht gewichtiges Wort mitzusprechen hat.“

„Die Familie . . .?“

„Nun ja . . . die Verwandten . . . Mein Bruder kann nicht so ganz frei über sich verfügen, wie Sie wohl glauben.“

Ada lächelte ironisch:

„Herr von Theiß ist doch ein selbständiger Mensch, sollte ich meinen . . .?“

„Gewiß. Aber — es sind da tausenderlei Rücksichten zu nehmen“ — die Baronin zögerte und fügte mit einem nicht mißzuverstehenden Blicke hinzu — „auch pekuniärer Natur.“

Ein flüchtiger Blick Adas streifte die Sprecherin. War das eine Falle, die ihr gestellt werden sollte, oder sagte die Baronin die Wahrheit? Dann allerdings . . .! Theiß war ihr nicht gleichgültig — sie liebte ihn vielleicht sogar — soweit sie eines solchen Gefühls überhaupt fähig war; aber in ihrem eitlen Herzen nahm das Verlangen nach Luxus, nach äußerem Glanze und Wohlleben die erste Stelle ein. Der bloße Titel einer „Frau Baronin“ würde wertlos für sie sein, wenn ihr nicht die Mittel zu Gebote standen, auch das Leben einer solchen zu führen in der Art und Weise, wie sie es erträumte.

Vorsichtig entgegnete sie deshalb:

„Ich habe weder darüber, noch über die etwaigen Widersprüche Ihrer Familie nachgedacht, gnädige Frau. Sie erscheinen mir, wie wenig ich mich bisher mit dem Gedanken beschäftigt habe, den Antrag Ihres Herrn Bruders anzunehmen oder abzulehnen. Ich glaube auch, daß ohne seine Gegenwart eine Aussprache zwischen uns niemals zu einem bestimmten Ziele führen wird.“

„Nun gut . . .“ die Baronin erhob sich — „mir lag für heute auch nur daran, mich einmal mit Ihnen auszusprechen. Ich denke, Sie verstehen meine gute Absicht nicht, und möchte Sie zum Schlusse nur noch bitten, meinen Bruder über meinen heutigen Besuch bei Ihnen nichts zu sagen.“

Ada zögerte einen Augenblick. Dann entgegnete sie ruhig, aber bestimmt:

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das versprechen kann, gnädige Frau. Es kommt ganz darauf an, wie Herr von Theiß sich in der nächsten Zeit zu mir stellen wird. Wenn möglich, will ich es tun; andererseits fühle ich mich aber auch ihm gegenüber zu unbedingter Offenheit verpflichtet, so daß ich Ihnen ein bindendes Versprechen nicht geben möchte.“

Frau von Romberg nickte nur, ohne weiter auf ihrem Wunsche zu bestehen. Dann reichte sie Ada die Hand und verabschiedete sich von ihr. . .

(Fortsetzung folgt).

Lebensweisheiten.

Man lernt allein sehr viel mehr als in Schulen. Man geht ein bißchen sonderbare Wege manchmal, aber man entwickelt sich dadurch sehr viel stärker und eigenartiger.

Es ist für Eltern und Erzieher schwer, zu sehen, wo sie Schranken setzen sollen. Ich denke aber, daß zu viel Schranken sehr gefährlich sind. Ich hätte nie in so verzweifelte Melancholie verfallen brauchen, wenn man mir mehr Denkfreiheit gestattet hätte. So mußte ich meiner Natur so viel Gewalt antun, daß ich alles für Sünde hielt, was mir natürlich war, und nur das für Recht, was mir überaus schwer wurde. Der Druck der Verhältnisse allein wäre schon groß genug gewesen. Man braucht nicht noch den Zwang der Erziehung hinzuzufügen, da wo keine bösen Anlagen waren. Manchmal nur ein ganz winzig kleines Lob hätte mich sehr getröstet und mir viel geholfen; das war aber nicht im Programm.

Das vollkommen Schlichte ist an und für sich imponant, wie die Natur, wie eine einfache Säule. Was stark ist und an seinem Platze steht, imponiert in jeder Weise.

„Deutsches Glück“ ist das große Glück, nur ein Bein gebrochen zu haben und nicht alle beide, oder nur den Arm und nicht den Hals, oder nur sein halbes Vermögen verloren zu haben, nicht das ganze! Der Deutsche ist ja ein wunderbar zufriedener Mensch, das sieht man erst im Unglück, und darum ist „Hans im Glück“ das echteste deutsche Märchen, das es gibt, und „deutsches Glück“ die richtige Bezeichnung für das dankbare und zufriedene Gemüt, das der Deutsche in alles Ungemach hineinträgt und womit er es erhebt!

Man erquidt die Menschen mehr mit dem, was man ist, als mit dem, was man tut. Dafür fand Jean Paul das große Wort: „Venette, larme nicht so leise!“ Deutzutage ist ein solches Jagen und Hasten, daß man zum stillen Sein gar nicht mehr kommt. Kein Mensch will sich mehr bescheiden.

Es gibt Menschen, bei denen alles angenehm ist, ihre Nähe selbst, auch wenn sie ganz still sind, ihr Lachen, ihr Lächeln so voller Güte, daß man sich selbst besser vorkommt, weil der Mensch gelächelt hat, zu dem man sprach.

(„Mein Penatenwinkel.“) Carmen Sylva,
(Königin Elisabeth von Rumänien.)

Dies und Das.

☐ Eheversprechen in England. Jede aufgehobene Verlobung, jeder Bruch eines Heiratsversprechens kann seit drei Jahrhunderten im Reiche der Briten gerichtlich eingeklagt werden, und die gewinnende Partei muß mit barem Gelde abgefunden werden. Diese Sachlage wurde sehr oft von Abenteuerinnen benutzt, reiche Männer durch Koketterie anzuloden und zum Versprechen der Heirat zu veranlassen, dessen Bruch dann leicht provoziert werden konnte, worauf flugs der Pferdeschuh in Gestalt eines Prozesses erschien. Sehr ergötzlich hat Charles Dickens in seinen „Pickwickern“ geschildert, wie unter dem Einflusse mehrerer Gläser guten Groggs einem alten Herrn ein solches Heiratsversprechen abgefordert wurde. Die Geschworenen erkennen den klagenden Damen oft sehr hohe Geldentschädigungen zu. Einmal ist es sogar vorgekommen, daß ein bereits verstorbenen Mann wegen Bruch des Eheversprechens verklagt wurde, und seine Testamentvollstrecker mußten, gerichtlich dazu verurteilt, 4000 £ an die betreffende Dame zahlen. Ein englischer Schriftsteller sagt: „Es ist notorisch, daß, je hübscher die Klägerin, desto höher die Entschädigungssumme, selbst wenn die Dame nicht den geringsten Schaden erlitten hat. Und ist die Klägerin nicht schön, so braucht sie sich vor diesen laienhaften Richtern nur recht gekränkt und melancholisch zu gebärden, um ihren Zweck zu erreichen. Nicht selten geht jemand aus Furcht vor dem Damoklesschwert eines Breach-Prozesses eine Ehe ein, deren Unzweckmäßigkeit ihm bereits klar geworden — können solche Ehen glücklich sein und vor dem Richterstuhle der höheren Sittlichkeit zu Recht bestehen? Mancher Mann wurde dadurch zum Feigling und Heuchler, indem er die eine Braut jahrelang aus Furcht vor dem Prozeß hinhält, bis er oft schließlich doch eine andere heiratete. Im Lande der Mißes ist ein langes Einhalten leicht möglich, weil dort die Verlobungszeit überhaupt eine recht ausgedehnte zu sein pflegt; es fällt keinem Dritten ein, sich über einen Brautstand von zwei, drei, ja fünf und mehr Jahren zu wundern.“ Magte übrigens einmal auch ein Mann wegen Bruchs eines solchen Versprechens, so wurden in erhobenen Ansprüchen des Mannes von den Geschworenen fast immer auf einen Farthing (2 3) herabgemindert, mit anderen Worten: abgewiesen.

Frühling unterm Tannenbaum.

Blühende Zweige zum Weihnachtsfest! Das hat etwas Berührendes, Hoffnungsschönes! Ein Gruß des kommenden Frühling winkt aus den Stengelgläsern und ein Dufthauch schönster Maientage läßt uns den Winter umso leichter vergessen.

Wer sich im Winter blühenden Glieder verschaffen will und solchen in seinem Garten hat, kann ein Strauch mit blühbaren Knospen gut mit Wurzeln herausnehmen, in ein Gefäß einpflanzen, tüchtig angießen und in eine warme Stube oder am besten in einen dunklen Raum der Küche stellen, dort einigemal täglich mit einer kleinen Spritze oder einem Taupender besprühen. Nach mehreren Wochen fängt der Strauch an zu treiben. Wenn die Knospen gut ausgetrieben sind, stellt man denselben ans Fenster, nach und nach blüht er auf und durchströmt das Zimmer mit seinem Wohlgeruch. Nach dem Abblühen stellt man den Strauch in einen frostfreien Raum und zum Frühjahr, wenn die Fröste nachlassen und die Erde gut aufgetaut ist, kann man ihn zurückschneiden, und wieder in den Garten pflanzen.

Die abgebrochenen Zweige frühblühender Sträucher und Bäume steckt man überhaupt in den ersten Tagen des Dezember in nicht zu kleine Vasen in öfters zu erneuerndes Wasser. Das wird ihre um die Zeit bereits weit vorgeschrittenen Blütenknospen nach und nach zur Entfaltung bringen und um die Weihnachtszeit werden sie in vollster Blüte stehen. Ein häufig wiederholtes Besprühen mit lauwarmem Wasser und ein Standort in einem warmen Raume gehören noch dazu, um dieses Resultat, das freilich nicht in allen Fällen, aber doch meistens gelingt, zuwege zu bringen.

Man wählt zu diesem Zwecke mit starken Blütenknospen besetzte Zweige von Kirichen, Aprikosen, Mandeln, japanischen Quitten, von Hartriegel, von Seidenbast und noch einiger anderer, für gewöhnlich im Freien in den ersten Frühlingstagen zur Blüte kommende Gehölze usw.

Besonders dazu geeignet sind die schönen, gelbblühenden, sehr beliebten Forsythien. Diese Klettersträucher erzeugen außerordentlich lange, mit sehr zahlreichen Blütenknospen besetzte, rutenförmige Triebe, die, zu den oben bezeichneten Terminen ins Wasser gestellt, schnell in ihrer Entwicklung fortschreiten und mit Leichtigkeit ihre Blütenknospen entfalten. Sie blühen ebenso schön und in derselben rein gelben Färbung, wie im Freien und, was noch mehr, sie halten auch so lange an.

Um Blumenknospen für den Winter aufzubewahren, schneide man die reifsten Knospen mit der Schere ab, lasse ihnen jedoch einen Stiel von mindestens 10 Zentimeter. Das abgeschnittene Ende siegelt man sogleich sorgfältig mit Siegellack zu und wickelt eine jede Knospe in ein recht reines und trockenes Papier. Auf diese Weise lassen sich die Knospen gut ein Jahr lang aufbewahren.

Sollen sie nun im Winter blühen, so schneide man abends das zugesiegelte Stück des Stengels ab und setze die Knospen in Wasser, in welchem man etwas Salz oder Salpeter aufgelöst hat. Am folgenden Morgen sind die Blumen aufgebrochen und riechen ebenso schön wie frische. Erneuert man nun dieses Salz- oder Salpeterwasser jeden Morgen, so halten sich die Blumen fast vierzehn Tage lang.

Das nervöse Kind.

Von Dr. Siegfried Hollweg.

Die Nervosität des Erwachsenen ist meist eine mit zur Welt gebrachte oder in den ersten Lebensjahren entstandene Krankheit. Der Nervöse war in der Regel schon als Kind nervös. Das besagt freilich nicht, daß sein Zustand auch schon in der Kindheit erkannt wurde. Denn was der Arzt als untrügliche Zeichen der Nervosität beim Kinde betrachtet, das erscheint den Eltern und Angehörigen oft in ganz anderem Lichte. Bald wird eine rein nervöse Störung für ein weit schwereres Leiden gehalten, bald sieht man deutliche Züge der Nervosität lediglich als besondere Merkmale von Intelligenz an, die das betreffende Kind über seine Altersgenossen stellt. — Derlei Mißgriffe sind leicht zu verstehen. Die Nervosität bietet ein so vielgestaltiges Krankheitsbild, daß man über ihr Vorhandensein nur auf Grund sicherer Sachkenntnis urteilen kann. Zudem besteht sie ja lediglich in ein paar isolierten Krankheitssymptomen. Der Nervöse ist ein völlig anderer Mensch, die Krankheit erstreckt sich bis an die Wurzeln seines Charakters und Temperamentes.

Die ersten nervösen Erscheinungen kann man häufig schon an Säuglingen beobachten. Die Ueberempfindlichkeit, die für das nervöse Kind so charakteristisch ist, äußert sich bei ihm in einer ewigen Unruhe, in wahren Schreiorgien, deren Anlaß irgend eine kleine Beeinträchtigung seines Wohlbefindens bildet. Wie alle Nervöse leidet auch der nervöse Säugling an Schlaf-

störungen. Er kann entweder überhaupt nicht einschlafen, wenn ihn die Nervosität gewedt hat, oder es bedarf der Anstrengung der Mutter, um ihren Liebling in den Schlaf zu tätscheln und zu fügen.

Das nervöse Kind, das aus den Säuglingsjahren heraus ist, zeigt nun in der Tat häufig Fähigkeiten, die sich sonst nur bei älteren Kindern finden. Seine geistige Entwicklung eilt wirklich der gefunden und normalen voraus. Daneben machen sich aber Eigenschaften bemerkbar, die dem gefunden Kinde fehlen. Und gerade dieses Fehlen bedeutet, wie wir gleich hören werden, einen intellektuellen Vorzug. Das gesunde Kind ist dem Verständnis der Wirklichkeit besser gewachsen, als das nervöse. Bei diesem überwiegt allzusehr die Phantasie. Es legt in alles, was es wahrnimmt und wünscht, phantastische Züge hinein. Daher rührt aber eine der auffälligsten nervösen Störungen, die sich bis ins hohe Alter erhalten: die nervöse Willensstörung, die Unfähigkeit, seine Wünsche und Absichten den realen Verhältnissen anzupassen. Das Wollen des Nervösen bleibt gut zur Hälfte unerfüllt. Was dem Gesunden Befriedigung gewährt, kann ihm nur Enttäuschung bringen. Und so kommt es, daß er oft überhaupt das energische Wollen verlernt, daß er nicht mehr wünschen kann.

Äußere Eindrücke wirken auf das nervöse Kind viel stärker, als auf das gesunde. Es schließt deshalb in seinen Gefühlen immer über die Grenzen des Normalen hinaus. Die stille innere Freude ist ihm ebenso fremd, wie der nagende, lang andauernde Schmerz. Freude und Schmerz äußern sich bei ihm vielmehr in mächtigen und plötzlichen Entladungen. Es jubelt und frohlockt bei kleinen Ueberraschungen und weint und lärmt bei unbedeutenden körperlichen oder seelischen Schmerzen. Die Erregbarkeit des Kindes tritt aber auf der anderen Seite auch in einer größeren Vielseitigkeit der Interessen zutage, in einer höheren geistigen Regsamkeit. Aufmerksamkeit und Phantasie werden oft durch die nebenwärtlichsten Dinge gefesselt. Da es deren aber recht viele gibt, wechselt das nervöse Kind recht ausgiebig seine Interessen. Sein Wesen erscheint dadurch sprunghaft und launisch. Und wenn sein Bedürfnis nach Abwechslung nicht genügend befriedigt wird, entwickelt es sich zum Plagegeist der Familie.

Äußerlich tritt der nervöse Charakter des Kindes in einer gewissen Unruhe zutage, die seine Bewegungen auszeichnet. Es kann nicht lange auf einem Platz sitzen; seine Nerven verraten immer, daß eine gründliche Veränderung der augenblicklichen Situation ihm erwünscht wäre. Dazu kommen eine Reihe ganz unnützer Bewegungen mit den Händen, Armen und Beinen, die, wenn sie ein paarmal ausgeführt werden, sich leicht feinsten und jahrelang anhaltende „schlechte Gewohnheiten“ bilden. Weiter ist für das nervöse Kind eine übergroße Schmerzhaftigkeit kennzeichnend, die sich oft ohne erheblichen Grund zu ganz entsetzlichen Angstzuständen steigert. Die Angst vor dem dunklen Zimmer, dem Alleinsein, sind nur die gewöhnlichen Formen dieser nervösen Störung. Sie kann in solcher Stärke auftreten, daß sich das Kind vor jedem fremden Menschen fürchtet, der sich ihm nähert, daß es bei dem leisesten Geräusch, das es nicht erwartet hat und nicht zu deuten vermag, zu zittern beginnt. Es liegt auf der Hand, daß die Angst des nervösen Kindes in seiner abnormen Phantasietätigkeit begründet ist, die ihm den dunklen Raum mit Schreckgestalten erfüllt, das leiseste Geräusch zu irgend einer geheimnisvollen Manifestation umgestaltet.

Der Schlaf des nervösen Kindes entspricht niemals den Anforderungen, die an einen gefunden Schlaf gestellt werden müssen. Schon das Einschlafen nimmt niemals den normalen Verlauf. Das nervöse Kind schläft nur schwer und unwillig ein; an eine bestimmte Stunde des Zubettgehens will es sich nicht gewöhnen. Und wenn es glücklich vom Schlafe überlistet worden ist, schläft es leise und unruhig, oft von ängstlichen Träumen gequält. Das plötzliche Aufschrecken aus dem Schlafe kommt fast ausschließlich bei nervösen Kindern vor.

Zu den angeführten Störungen gesellen sich häufig andere, die man nur zu leicht geneigt ist, für besondere Krankheiten zu halten. Schlechte Verdauung, häufiges Erbrechen, stotternde Sprache, Kopfschmerzen, rasche Ermüdbarkeit, all das sind oft nur einzelne Symptome desselben Übels: der Nervosität.

Wollten wir hier die Maßnahmen anführen, die der kindlichen Nervosität steuern sollen und können, dann müßte der uns zur Verfügung stehende Raum um ein Vielfaches erweitert werden. — Die Nervosität läßt sich beim Kinde nur durch maßvolle systematische Erziehungsarbeit heilen. Das Kind muß an ein ruhiges, gleichmäßiges, streng geregeltes Leben gewöhnt werden. Es muß zu anhaltender Beschäftigung mit einem und demselben Gegenstande und damit zur Stetigkeit erzogen werden. Es muß ein adäquates Verständnis der Wirklichkeit gewinnen und eine strenge Schulung des Willens durchmachen. Es darf

weder überanstrengt, noch auch an Mühsamkeit und Beschäftigungslosigkeit gewöhnt werden, es soll mäßig gehalten werden, doch immer so, daß zwischen elterlicher Erziehung und militärischem Drill zu scheitern vermag. Der Speisezettler darf nur wenige Fleischgerichte, hingegen reichlich Vegetabilien und Obst enthalten. Alkoholische Getränke sind in jeder Form auszuschließen, ebenso Kaffee und Tee. Milch und Milchspeisen sollten niemals fehlen. Das Abendessen muß drei bis vier Stunden vor dem Zubettgehen genommen werden und kann — im Gegensatz zu den anderen Mahlzeiten — kärglich sein. Der Schlafraum muß hoch, luftig und immer kühl sein. Häufige Spaziergänge und leichte körperliche Übungen sind in das Tagesprogramm aufzunehmen. Die unumgängliche Voraussetzung bilden aber: Geduld, Ruhe und Liebe.

Sonne und Sterne.

Der Münchener Verein für Naturkunde veranstaltet für das Wintersemester einen Zyklus astronomischer Vorträge, die durch Prof. Scheiner vom astrophysikalischen Observatorium bei Potsdam eingeleitet wurden. Scheiner teilte das Ergebnis der kürzlich abgeschlossenen neuesten Untersuchungen über die Temperatur der Sonne und der sonst noch nicht veröffentlichten Beobachtungen über die der Fixsterne mit. An der Lösung der schwierigen Fragen, um die es sich dabei handelt, ist nicht bloß im astrophysikalischen Observatorium, sondern behufs Ausschaltung der aus den besonderen Verhältnissen der norddeutschen Tiefebene sich ergebenden Fehlerquellen auch auf den eisigen Höhen des Gornegrats gearbeitet worden.

Noch vor einigen Jahrzehnten schwankten die Schätzungen der Sonnentemperatur zwischen 2000 und 10 Millionen Grad, aber gegenwärtig ist es gelungen, die Unsicherheit, die über die Temperatur der Sonnenoberfläche herrscht, auf ein paar hundert Grad zu beschränken. Die Sonnenstrahlen werden beim Durchgang durch unsere Atmosphäre vom Sauerstoff und Stickstoff nur ganz wenig absorbiert, sehr stark dagegen von der Kohlensäure, vom Wasserdampf und in ihren ultravioletten Bestandteilen auch von dem in den höheren Luftschichten wahrscheinlich in großer Menge vorhandenen Ozon. Während die Absorption im Laboratorium höchstens bis zur Temperatur von 1850 Grad studiert werden kann, mußte für Temperaturen von über 6000 Grad, wie sie bei der Sonnenstrahlung in Betracht kommen, zur genauen Berechnung erst eine mathematische Formel gefunden werden. Die Sonnenstrahlen haben, je nachdem sie vom Horizont oder aus der Nähe des Zenits kommen, eine größere oder geringere Wegstrecke durch die Atmosphäre zurückgelegt.

Aus den diesbezüglichen Beobachtungen ergibt sich eine Kurve, deren Verlängerung der oberen Grenze unserer Atmosphäre entspricht, wo die Absorption der Sonnenstrahlen erst begann. Das Endergebnis aller dieser Untersuchungen spricht sich in der Bestimmung der sogenannten Solar-Konstante auf 2,25 Gramm-Kalorien aus. Nach dem Stephan'schen Gesetz berechnet sich hieraus die sogenannte effektive Sonnentemperatur zu 6200 Grad Celsius. Dieses Ergebnis ist nach Professor Scheiners Ansicht soweit sicher, und alle Fehlerquellen sind dabei soweit ausgeschaltet, daß höchstens noch ein Irrtum von 200 bis 300 Grad nach unten oder oben möglich ist. Da, wie wir wissen, die Sonne selbst auch eine absorbierende Atmosphäre besitzt, ist die Mitte der Sonne heller als ihr Rand, und man kann aus den Unterschieden die mittlere Temperatur der Sonnen-Photosphäre auf 7065 Grad Celsius berechnen. Diese Zahl kann vielleicht um 100 Grad höher sein. Diese Ermittlungen beziehen sich auf die strahlende Oberfläche der Sonne; wie hoch die Temperatur in den inneren Schichten und vollends gegen den Mittelpunkt hin ist, entzieht sich jeder Schätzung.

Von dem verwickelten Verfahren, das man in Potsdam zur Messung der Fixstern-Temperaturen anwendet, gab Prof. Scheiner keine nähere Schilderung, sondern teilte bloß die bisherigen Ergebnisse mit. Danach haben alle Fixsterne, deren Spektra demjenigen unserer Sonne gleichen, bloß um wenige hundert Grad verschiedene Temperaturen. Die roten Sterne glühen bloß mit 3000 bis 3300 Gr. C., also in Temperaturen, wie sie mittels des elektrischen Flammbogens auch künstlich auf der Erde erzeugt werden können. Die weißen Sterne vom Struktusstypus haben dagegen etwa 11 000 Gr. C., oder vielleicht noch mehr.

Zweimal hingerichtet.

Der große von Swieten, seit 1745 Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia, wurde eines Nachts, als er sich eben zu Bette begeben wollte, durch ein heftiges Klingeln an der Haustür

erschreckt. Er ließ öffnen, und bald darauf stürzte der Professor der Wiener Universität mit angestrichelter Miene in sein Schlafzimmer und erzählte dem Gelehrten, daß der heute mittels Stranges hingerichtete Verbrecher, der, nach damaligem Brauche, nach erfolgter Exekution dem im Universitätsgebäude befindlichen anatomischen Saale zu Studienzwecken übergeben wurde, Lebenszeichen gegeben habe.

Augenblicklich kleidete sich der berühmte Arzt und Anatom an, und beide fuhren, so schnell die Pferde laufen konnten, nach der Universität. Den Bemühungen von Swietens gelang es tatsächlich, den Verurteilten wieder ins Leben zurückzurufen, der sich, nachdem er seine Lage begriffen, seinem Retter zu Füßen warf und heiße Dankesworte stammelte. Da der dem Leben wiedergegebene ein Mörder war, wollte ihn der Professor wieder dem Arme der Gerechtigkeit überliefern. Aber von Swietens kanzelte den Herzlosen herunter, entnahm seiner Börse ein paar Goldstücke, redete dem Verbrecher ins Gewissen, Gott für seine wunderbare Rettung dankbar zu sein, sich zu bessern, aber sofort das Land zu verlassen und sich irgendwo anders ein ehrliches Brot zu suchen, insbesondere aber ihm das heilige Versprechen zu geben, über diesen ganzen Vorfall, so lange er lebe, zu schweigen.

Man kann sich vorstellen, daß der Gerettete freudig seine Zusage gab und sich mit dem Gelde, das ihm der Kaiserliche Leibarzt überreichte, sofort auf und davon machte. Indem von Swieten auch dem Professor die strengste Geheimhaltung der merkwürdigen Rettung auftrag, ging er beruhigt nach Hause. Nach drei Jahren erging von einem ausländischen Konsul an das Wiener Kriminalgericht die Anfrage über einen Verbrecher, der sich dort des Mordes schuldig gemacht und in der Untersuchung angegeben habe, daß er, eines verübten Mordes wegen, in Wien bereits abgeurteilt und gehängt worden sei.

Da gestand von Swieten der Kaiserin, was er getan, und daß er nie gedacht habe, sein Werk der christlichen Barmherzigkeit eines Tages bereuen zu müssen. Der Verbrecher wurde nun zum zweiten und letzten Male hingerichtet.

Dieser merkwürdige Fall erinnert übrigens an einen ähnlichen, der in Halle vor sich gegangen ist. Dort brachte Professor Junfer ebenfalls einen Gehängten wieder zu sich und redete ihn, indem er den ins Leben Zurückgerufenen wie seinen Bedienten mit der Laterne vor sich hergehen ließ und ihn so aus dem des Nachts geschlossenen und nur für bekannte Persönlichkeiten sich öffnenden Stadttor brachte.

Die Skatecke.

Auflösung zu Nr. 281.

Der Spieler fand noch dA, drückte dA, 10 (21) und mußte gewinnen, sobald bA, cA und dK durchgehen. Die Kartenverteilung muß also derart sein, daß jeder der Gegner diese 3 Farben hat. Dann erhält der Spieler auf diese beiden Asse (22) noch jedesmal K und D ($2 \times 7 = 14$) und wenn auch auf dK (4) nur 2 leere Blätter kommen, hat der Spieler doch schon 61.

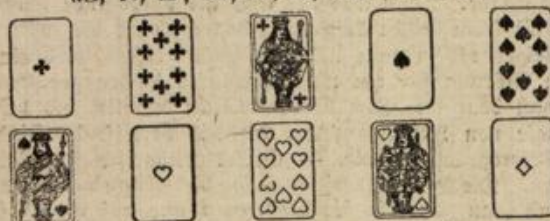
Richtige Lösung schickten ein: Aug. Maurer-Wiesbaden — Fr. Anseft-Wiesbaden — Herm. Hofmann-Wiesbaden — Ad. Schmid-Wiesbaden — Sch. Kappes-Wiesbaden — Statede Walthalla-Wiesbaden — Ph. Dienstbach-Wiesbaden — Sch. Frid-Wiesbaden — C. Wiesenborn-Sonnenberg — N. Dauster-Viebrich.

Statenaufgabe:

a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler.

Bei einer fidelen Statrunde ereignete sich folgendes amüsantes Spiel. Der etwas vorlaute H (Spieler in Hinterhand) rief, als er die Blätter aufnahm: „Ich biete Null ouvert!“ Würdevoll verwies ihm M (Mittelhand) seine Voreiligkeit und erklärte: „Halten Sie gefälligst die Lust an! Erst komm ich ran. Ich mache selber Null ouvert!“ Und V war ein arger Idealist, wie sie heutigen Tages immer seltener werden; er dachte: Wenn die Beiden Null ouvert haben, also Keiner ein Stich bekommen will, kann ich schon einen Grand riskieren! Er setzte sich also in Positur und jagte Großspiel an auf folgende Karte:

aA, 10, K; bA, 10, K; cA, 10, K; dA



V verlor das Spiel und bekam überhaupt keinen Stich. Die Folge war, daß seine ideale Gesinnung stark in die Brüche ging und er sich in bedauerlichen Äußerungen gegen die irdische Weltordnung im Allgemeinen und seine Mitspieler im Besonderen erging, bis ihn seine Gegner durch eine Lage Witten wieder befähigten. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Gledes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers.
Konrad Reibold in Wiesbaden.